



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Von Leben und Arbeit eines deutschen Erziehers

Lietz, Hermann

Veckenstedt am Harz, 1922

Heimatboden

urn:nbn:de:hbz:466:1-31086

Heimatboden.

1 Dieß, Lebenserinnerungen.





ang, lang ist's her. — —

Nach der größten Ostseeinsel Deutschlands schweifen meine Gedanken. Hoch ragen starke, knorrige Buchen und Eichen an ihren steilen Kreideklüften empor. In ihren Wäldern wurde heimischen Göttern noch geopfert, als man ringsumher auf dem Festlande bereits dem Christengotte huldigte.

Vom Meeresgestade wandern wir zur Mitte der Insel nach einem größeren Bauerngut. Abgelegen ist es, fern von Städten, Dörfern und anderen Gehöften. Nur ein Teil seines Bodens bringt reichliche Frucht nach fleißiger Arbeit. Im Hügellande ist dem dünnen Sande nur die kärgliche Lupine, Hafer und Roggen abzugewinnen. Nach langen, mühsamen Versuchen blieb der Boden schließlich als Heideland liegen oder er wurde mit der genügsamen Kiefer aufgeforstet. Wertvollere Schätze aber bergen die ausgedehnten Moore. Sie zu heben verlohnte es sich wenigstens, solange die Steinkohle noch nicht durch die Eisenbahn ihren Einzug in das damals noch abgelegene Eiland gehalten hatte. Mühsam wurde die braune oder schwarze Torfmasse aus der Tiefe hervorgeholt, auf festen Boden gebracht, geformt und getrocknet. Dann lieferte sie Wärme für Küche und Ofen des Gutes und manche Häuser umliegender Ortschaften. Mit dem Torf wurden größere oder kleinere Reste mehr oder weniger vermoderter, ehemals ge-

waltiger Baumstämme aus der Tiefe emporgeholt. Dichten Wald hatten sie hier einstmals gebildet. Mitunter aber kamen auch Schädel und Hörner riesiger Tiere aus dem Moorboden zutage und Altertumsforscher und Händler waren eifrig darauf bedacht, sie zu erwerben. Auch aus den Hügeln und Sandgruben wurden seltsame Dinge herausgegraben. Wenn man Glück hatte, stieß man auf einen sorgfältig angelegten, im Sande verborgenen Kranz von Steinen. In seiner Mitte fand man große Urnen mit Asche- und Knochenüberresten.

Aber was bedeuteten alle diese Wahrzeichen der Vorzeit gegen die bunte, lebensvolle Welt der Gegenwart, die jedem Bewohner des Landgutes täglich und stündlich zugänglich war! Haus, Hof, Ställe, Felder, Wiesen und Wald; die Welt der dem Hause dienenden und die der freien Tiere! Alle die trauten, kleinen wie großen in den Ställen, auf dem Hof, den Feldern, den Wiesen, Teichen und im Walde! Die Welt der Pflanzen an den Rändern der Gräben, der Moore! Der Menschen in Haus, Küche, Ställen und den kleinen „Raten“: die großen und kleinen, die Gespachten und die nicht häufigen Gäste. Dazu der Briefträger, der zu Fuß oder mit dem Hundewagen einherkommende Krämer. Eine in sich abgeschlossene, einfache, schlichte, aber für die in ihr Lebenden, besonders die Jüngsten, doch so unendlich reiche Welt! Noch lebte man hier in patriarchalischen Verhältnissen. Eisenbahn, „Sachfengänger“, Zuckerrübenbau, Dampfdreschmaschine, Dampfpflug, künstlicher Dünger, was alles zusammen eine völlige Umgestaltung der ländlichen Verhältnisse bewirkt hat, waren noch nicht in diese abgelegene Gegend vorgeedrungen. Nach altem, einfachem System wurde gewirtschaftet. Die gleiche Anzahl einheimischer Leute war das ganze Jahr hindurch auf dem Gute tätig, im Sommer bei der Ackerbestellung und der

Gut der Herden, im Winter bei der Besorgung des Viehs und dem Dreschen des Getreides mit dem Flegel auf den Tennen, wofür sie je einen von vierzehn gedroschenen Scheffeln am Sonnabend erhielten. Nur ausnahmsweise verließen Leute den Dienst und wurden durch neue ersetzt. Jahre-, ja jahrzehntelang waren manche auf dem Gut. Auch ihre Kinder dienten dort. Noch hatten viele starke Anhänglichkeit an die Familie des Gutsherrn, und man konnte ihnen getrost Kinder, Haus und Hof anvertrauen, wenn man abwesend war. Vor allem war die Familie des Schäfers und Futterschneiders uns Jüngeren vertraut. Am Geburtstag und Weihnachtsfest liefen wir zunächst mit unseren Geschenken in die kleine Kate bei der Mühle zu Mutter Schwerin hinüber, um ihr alle Herrlichkeiten zu zeigen. Die Leute bekamen damals verhältnismäßig geringen Lohn. Neben Wohnung, Beköstigung, Garten- und Kartoffelland, Holz und Torf erhielten die Männer, wenn's hoch kam, fünfzig Taler Bargeld im Jahr. In seiner Jugend, so erzählte der Vater oft, habe der Jahreslohn zehn bis zwanzig Taler betragen. Als Gutsverwalter habe er ungefähr sechzig bis achtzig Taler erhalten. Aber die Leute kamen mit ihrem Gelde aus und lebten zufriedener als jetzt bei den um so vieles gesteigerten Löhnen. Daß man hart arbeiten mußte, besonders von Frühling bis Herbst, erschien selbstverständlich. Es galt, von sechs Uhr früh bis Sonnenuntergang auf dem Felde zu sein und vorher und nachher noch je zwei Stunden in den Ställen beim Füttern des Viehs. Das hatten die Väter seit langer Zeit ja auch so gehalten. Im Winter gab's Zeit zum Auschlafen.

Auf diesem hügeligen, schön gelegenen kleinen Hof lebten seit Anfang der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts meine Eltern mit ihrer zahlreichen Familie.

Der Großvater väterlicherseits war Inspektor der königlichen Salinen in Greifswald gewesen. Als Jüngster einer zahlreichen Familie hatte mein Vater früh das Gymnasium der Heimatstadt verlassen, um die Landwirtschaft praktisch zu erlernen. Bis in sein Greisenalter hinein behielt er das in der Schule Gelernte im Kopfe, so daß wir Kinder die lateinischen und griechischen Formen und Regeln von ihm häufig zu hören bekamen, letztere freilich in den viel umständlicheren Fassungen, die man vierzig Jahre zuvor gelehrt hatte. Durch eifriges Lesen erweiterte er fortgesetzt seine Bildung. Besonders liebte er die Klassiker, aus deren Dramen er umfangreiche Teile auswendig wußte. Als Verwalter auf dem Gute seines Schwagers war er unserer Mutter begegnet, die etwa zehn Jahre jünger als er, dort die Wirtschaft erlernte. Lange hat er gewartet und gearbeitet, bis er einen eigenen Haushalt gründen konnte. In einer Zeit, in der das Land sehr teuer war, kaufte er dann das kleine Gut um hohen Preis. Es befand sich damals in völlig verwahrlostem Zustand. Die Ratten hatten den früheren Besitzer aus dem Hofe vertrieben. Nahrungsmittel, die man sich beim Einzug mitbrachte, waren am nächsten Morgen bis auf die letzten Krumen von ihnen aufgefressen. Tag und Nacht hatte man gegen sie den Vernichtungskrieg zu führen, bis nach geraumer Zeit auch die letzte vertrieben war. Dann mußte zur Ausbesserung der zerfallenen Gebäude, zum Neubau, zur Trockenlegung des versumpften Ackers, zur Aufzucht eines guten Viehschlags, zur Aufforstung und der Anlage von Obstpflanzungen geschritten werden. Das alte, geräumige Wohnhaus hatte der Vater zunächst stehen lassen. Längst hat es nun inzwischen niedergelegt werden müssen. Aber unvergeßlich stehst du liebes mir doch vor Augen mit deinem breiten, hohen Strohdach, deinem Giebelausbau, den großen, niedrigen

Stuben, der Küche mit dem breiten Rauchfang, in den der Kaminfeger hineinkletterte, in dem Winters die Schinken und Würste hingen und durch den man den Himmel sehen konnte; mit den halbdunklen Bodenkammern, in denen so viel zusammengetragen war, was uns Kindern als geheimes Wahrzeichen vergangener Herrlichkeit erschien und mit dem sich so gut spielen ließ.

Lange Jahre zäher Arbeit hatten die Eltern hinter sich. Daß von Verwandten zum Kauf geliehene Kapital mußte hoch verzinst werden. Von Unglücksfällen blieb das Gut nicht verschont. Ein unerwarteter Schneefall im Spätfrühling hatte die Saaten eines Jahres vernichtet, ohne daß irgendeine Entschädigung geleistet wurde nach dem Grundsatz: Schnee ist kein Hagel. Eine gerade ausgebaut Scheune war eines Morgens vor den Augen der Eltern in wenigen Sekunden durch einen Wirbelsturm in einen Trümmerhaufen verwandelt worden. Dann war die Zeit gefolgt, in der das ausländische Getreide und Vieh fast zollfrei den deutschen Markt überschwemmte. Raum hatte es sich gelohnt, auf den mageren, sandigen Böden Getreide zu bauen, dessen Bestellungskosten den Verkaufspreis überstiegen. Die Kinderschar war bis auf neun gewachsen. Allen Schwierigkeiten zum Trotz wollte es der Vater aber nicht anders, als daß die Söhne in der Stadt die höheren Schulen und dann womöglich die Hochschule besuchten.

Un sechzig Jahre wohnen wir jetzt auf dem heimischen Gut. Oftmals haben die Besitzer der umliegenden Höfe unfreiwillig gewechselt. Bei der Höhe der Abgaben, der Ungunst der Zeiten, dem Umfang der Familie hatten alle dem Vater das gleiche Schicksal geweissagt. Er und die Mutter aber kämpften den Kampf siegreich durch, dank ihrer Arbeitsamkeit, Energie und Anspruchslosigkeit. Viel halfen

dabei — wie soll ich es nennen? — der unverwüftliche Optimismus, der Humor, das unerschütterliche, auch in schwersten Zeiten standhaltende Vertrauen des Vaters. Die besorgte, ängstlichere Mutter mochte wohl den Kopf darüber schütteln, wenn er in seiner Leichtgläubigkeit sich von andern Menschen hatte ausnützen lassen. Eine bezeichnende Geschichte erlebten wir Jüngeren zwar nicht mit, bekamen sie aber öfters zu hören.

Ein Jahr nach jenem Schneefall war es gewesen. Das Getreide stand gut. Ein Bruder des Vaters, Prediger auf dem Festlande, war zum Besuch gekommen und hatte den Vater endlich überredet, mit ihm in die ungefähr eine Meile entfernte kleine Stadt Putbus zu fahren. Warnend hatte der Vater unterwegs auf das heraufziehende Unwetter aufmerksam gemacht. Der Bruder aber hatte zuversichtlich gemeint: „Dat treckt alles nach Norden.“ Dann aber im Walde vor Putbus brach es los mit furchtbarem Hagelschlag, so daß sich beide nur mit Mühe in den nahen „Felsenkeller“ retten konnten. Das Unwetter verwüstete inzwischen die ganze Gegend, auch unser Gut. Die zurückgebliebene Mutter und die Schwestern erlebten, wie die sämtlichen Fensterscheiben der Gebäude, zum guten Teil auch das Rahmenholz, vernichtet wurden, die Äste von den Bäumen brachen, das schon hohe Getreide in wenigen Augenblicken wie niedergestampft am Boden lag. Dabei hatten sie noch das seltsame Jammern eines Klavierstimmers anzuhören, der über die Vernichtung seiner Stimmarbeit durch das hereinströmende Wasser klagte und alle auffindbaren Decken herbeischleppte, um sie auf das gefährdete Instrument zu werfen. Die Mutter hielt alles für verloren. Sie glaubte, der Vater habe aus Zorn über seinen Schneeschaden nicht wieder versichert. Sofort ließ sie anspannen. Aber bei dem schlimmen Unwetter getraute sich keiner der Leute auf die Landstraße.

Da ergriff sie selbst die Zügel. Im Wald war das Pferd nicht weiterzubringen. Kurz entschlossen ließ sie Pferd und Wagen stehen und ging zu Fuß weiter. Die beiden gemütlich im Felsenteller plaudernden Männer waren nicht wenig erstaunt, als sie plötzlich die Mutter vor sich sahen, in der Hand ein Krüglein mit großen Hagelkörnern. Lächelnd tröstete der Vater die Weinende, es sei nicht so schlimm, und alles werde wieder gut werden, er sei versichert. „Is all's nich so schlimm, min Lewing; das wat all wedder god. It bin ja versäkert.“ Der Vater liebte, nebenbei gesagt, die niederdeutsche Sprache zärtlich. Oft sagte er: Was ist schöner: „Min lewes Kinding“ oder „Mein liebes Kind“? Wieder einmal hatte er recht behalten. Diesmal war die Versicherungsgesellschaft doppelt entgegenkommend und zahlte die volle versicherte Summe für den Schaden. Dazu kam wunderbar günstiges Wetter, so daß das kurz vor der Reise in den Boden gehagelte Getreide von neuem zu grünen und zu wachsen begann und im Herbst noch gemäht werden konnte.

Solche Erfahrungen bestärkten den Vater in seiner Zuversicht, so daß er oft lächelnd sagte: „Was mir von Gott ist zgedacht, das wird mir in das Haus gebracht.“ Von Dogmen und orthodoxer Theologie wollte er hingegen durchaus nichts wissen. Kam er aus der Kirche, war er jedesmal wenig davon erbaut, wenn er wieder einmal dogmatische Auseinandersetzungen über den Tod Christi und die Rechtfertigung durch den Glauben gehört hatte. „Warum legt man den Leuten nicht die Sittenlehre ans Herz und sucht sie zu bessern?“ war seine häufige Klage. Lieder wie: „Was Gott tut, das ist wohlgetan“, „Wie groß ist des Allmächtigen Güte“, „Wenn ich o Schöpfer deine Macht“ sagte er uns oft her oder er sang sie, sowie die schönsten Lieder seines geliebten Freimaurer-

ordens, an dem er besonders rühmte, daß ein Glied das andere nie verlasse. Eines der letzten Schriftstücke, die er mir schrieb, war eine Abschrift des an das „Vaterunser“ angelehnten Freimaurergebetes. Der Rationalismus der guten, alten Gellertschen Art war nach seinem Sinn. Ischoffes „Stunden der Andacht“ schätzte er besonders hoch, aber Zeremonien aller Art waren ihm verhaßt. Nichts konnte ihm einfach und schlicht genug sein.

Diesen freien, religiösen Anschauungen entsprach seine selbständige, unabhängige politische Überzeugung. Ebenso wie seine kirchliche stand sie im Gegensatz zu der im Kreise seiner Nachbarn üblichen. Eine Vertretung der materiellen Interessen des eigenen Standes erwartete und wünschte er durchaus nicht von der politischen Partei, der er angehörte. Darin verließ er sich nur auf sich selbst. Auch alle Fachvereinigungen waren ihm gleichgültig. Dabei ließe es nur auf gutes und teures Essen und Trinken bei den Zusammenkünften hinaus, war seine Meinung. In jeder Beziehung ging er am liebsten seinen Weg allein. Kam er einmal in Versammlungen an die Öffentlichkeit, so verhehlte er seine Überzeugungen aber keineswegs, sondern äußerte sie allen gegenüber deutlich und kräftig. So zog er sich zwar mancherlei Nachteil zu, genoß aber seiner unbedingten Zuverlässigkeit und Offenheit wegen Achtung und großes Vertrauen der Verständigen. Glaubte jemand in der Gegend das Recht gebeugt und konnte sich selbst nicht helfen, so kam er wohl zum Vater. So z. B. noch in den letzten Jahren aus einem entfernten Dorfe eine Anzahl Fischer am Tage der Reichstagswahl, um ihn zur Abwehr unerlaubter Wahlbeeinflussung herbeizuholen. So wählte man ihn sofort zum Vorsitzenden der politischen Wählerversammlung in der nahen Stadt, als er zufällig zum ersten Male bei einer solchen er-

schien, während er sich im allgemeinen vom politischen Leben ganz fernhielt und keine Ahnung davon hatte, wie man solche Versammlungen leitete. Einige Jahre hindurch war er Schiedsrichter, und so bekamen wir Kinder, wenn die Parteien ins Haus kamen, unter Umständen auch einiges von den Rechtsstreitigkeiten der Gegend zu hören. Älter geworden, legte er alle Ämter als Kirchenältester, Waisenrat, Schulvorsteher, Schiedsrichter nieder. Standhaft hatte er die schweren Jahre überwunden. Ja, es war ihm schließlich möglich geworden, das Gut eines Nachbarn dazuzukaufen, der mit Sicherheit erwartet hatte, daß ihm das unsrige zufallen werde. Nun begann er auf diesem mit gleichen Verbesserungen wie auf dem alten Hofe. In vorgeschrittenem Alter konnte er natürlich nicht das mehr leisten, was er als kräftiger Mann vermocht hatte. Damals war er noch mit der Zeit fortgeschritten, hatte die guten Neuerungen der Landwirtschaft angewandt, das Dampfdreschen, die künstliche Düngung usw. Als Greis wollte er von weiterer Umgestaltung der Wirtschaft nichts wissen; zum Rübenbau, der Drillkultur u. ä. ließ er sich nicht herbei. Hart kam es ihn schon an, die ihm seit seiner Jugendzeit vertraute Bürstensämaschine durch ein neueres, zweckmäßigeres System ersetzen zu müssen.

Je älter er wurde, desto widerwilliger verließ der Vater das Gut. Man solle nur zu ihm kommen, meinte er. Gäste sah er gern. Nicht leicht konnten es ihm zu viele werden, und ungern sah er sie scheiden. Wollten sie aber vom Gut aus die schönsten Plätze der Insel besuchen, dann war das sehr wenig nach seinem Sinn. Hier in Dumgenewitz, meinte er, ist es am schönsten. „Alles draußen ist nichts dagegen, bleibt nur getrost hier.“ Ja selbst für die Familienmitglieder war es später nicht leicht, etwa notwendiger Besorgungen halber

vom Gut fortzukommen. Je älter er wurde, desto mehr verliebte er sich gewissermaßen in den Platz, das Haus, den Garten, den kleinen „Park“, die Tiere. Mittelgroß, breit-schultrig mit breitem, grauem Vollbart, hoher Stirn, lebhaften Augen steht er mir vor der Seele. Als wir Kinder waren, erschien er uns als der Allerkräftigste. Selber zu Männern herangewachsen, mußten wir den hilflosen Greis stützen, obwohl er es nicht wünschte. Strapazen aller Art, hartnäckige Gleichgültigkeit gegenüber Wind und Wetter hatten seinen Körper mitgenommen. Noch als Greis war er schwer dahin zu bringen, Decke, Pelz oder Handschuhe zu benutzen, wenn er im Winter im offenen Wagen über Land fuhr. Das Gehen fiel ihm bei doppeltem Leistenbruch und starkem Rheumatismus in seinen letzten Jahren immer schwerer, so daß er draußen im Rollstuhl gefahren werden mußte. Mochte es Herbst oder Winter sein, regnen oder stürmen, er war des Tags über schwer im Zimmer zu halten. Auf jeder Seite des Hauses hatte er eine Bank oder einen Lehnstuhl so aufstellen lassen, daß er den Hof und einen Teil der Felder übersehen konnte. Dann schob er sich, je nach dem Stand der Sonne, die er besonders liebte, oder dem Ausblick auf diese oder jene Arbeit mit seinen Stöcken zum Stuhl auf der Ost-, Süd- oder Westseite des Hauses. Helfen ließ er sich ungern. „Was man selbst fertigbringen kann, dazu soll man sich keinen Bedienten nehmen“, war sein Grundsatz.

Wenn der Vater alle schweren Zeiten glücklich überstand, so trug vor allem die Mutter dazu bei. An Rechtschaffenheit und Wahrheitsliebe war sie dem Vater gleich, an Energie übertraf sie ihn. Sie war leidenschaftlicher und beweglicher als der Vater, der nicht so leicht aus seiner Gutmütigkeit zu bringen war, wenn er aber gereizt wurde, sehr jähzornig

werden konnte. Ein Familienbild bringt den Unterschied beider zum Ausdruck. Der Vater lächelt fröhlich; auf seinem Knie sitzt sein Kleiner, dem gerade ein bei Kindern nicht verwunderliches Unglück zugestoßen ist. Die Mutter hat den damals Jüngsten, mich, auf dem Schoß. Sie macht ein ernstes, fast bekümmertes Gesicht. Die Tränen scheinen ihr jeden Augenblick aus den Augen stürzen zu wollen. — Diese tapfere Frau hat aber nicht nur — obwohl von Arbeit überhäuft — alle ihre Kinder, neun an der Zahl, selber genährt; in ihrer Hand lag auch die ganze Erziehung, das gesamte Hauswesen und die Innenwirtschaft auf dem Hof. In den Fällen der Krankheit und Abwesenheit des Vaters besorgte sie auch die Außenwirtschaft dazu. Besorgt von Natur, konnte sie doch in entscheidenden Augenblicken sehr beherzt und furchtlos sein. Besonders, wenn sie Ungerechtigkeit, Lüge und Unredlichkeit bemerkte, kam ihre ganze Leidenschaftlichkeit zum Durchbruch.

Als älteste Tochter einer kinderreichen Handwerkerfamilie war sie in einem kleinen Rügenschcn Städtchen (Garz) aufgewachsen. Nach langem Krankenlager war der Vater früh gestorben und hatte die große Familie unversorgt zurückgelassen. Da mußte sie von jungen Jahren an der Mutter und den jüngeren Geschwistern helfen. War sie früher zur Stadtlehrerin gegangen, der jedes Kind beim Beginn der Woche einen Groschen als Schulgeld mitbrachte, so verließ sie diese Schule mit etwa zwölf Jahren, tief enttäuscht, weil man ihr eine Unwahrhaftigkeit zugetraut hatte. Von da an arbeitete sie ganz für die Familie und erlernte später die Gutswirtschaft, so daß sie bald schwierige, selbständige Vertrauensstellungen annehmen konnte.

Das Gut, auf dem sie ausgebildet wurde, Mulitz auf Rügen, gehörte der Schwester des Vaters, deren Gatte ge-

storben war. So hatte dieser die Mutter kennen gelernt. Aber alle Gedanken an Heirat haben ihr viele Jahre hindurch ebenso ferne gelegen wie alle Vergnügungen und aller Schmuck der Jugend. Das mochte wohl eine Wirkung der ernstesten Erfahrungen im Elternhaus sein. In Liebe zur Arbeit und Tüchtigkeit, an Wahrhaftigkeit und Redlichkeit war sie nicht leicht zu übertreffen. Ein unerträglicher Gedanke wäre es ihr gewesen, wenn irgendeine der Waren, die sie vom Gut in die Stadt schickte, an Güte und Gewicht nicht tadellos gewesen wäre. So erzielte sie zugleich immer den höchsten Preis. Doch lag ihr das Wohl des Käufers stets vor allem am Herzen. Einmal ordnete die Hausfrau des Gutes, auf dem sie die Wirtschaft leitete, Verdünnung der zum Verkauf angebotenen Milch an. Die Mutter weigerte sich energisch, dem Auftrag nachzukommen. Als jetzt in der Kriegszeit die Preise fürs Vieh sehr gestiegen waren und der Händler beim Aufzählen des Geldes noch nicht die abgemachte Summe erreicht hatte, ließ sie ihn aufhören und sagte: „Jetzt ist's genug für das Stück Vieh!“ Lebhaft erinnere ich mich eines Vorfalls aus der Kindheit, der ihr Wesen kennzeichnete. Der Vater war eines Abends abwesend. Da kam ein gefürchteter „Winkeladvokat“ der nahen Stadt, der gern die Angestellten gegen die Arbeitgeber aufhetzte, mit einem Schriftstück fragwürdigen Inhalts zu ihr. „Schere Er sich schleunigst hinaus! Diebe kommen in der Nacht“, war ihre schlagfertige Antwort, der eiligst entsprochen wurde. Hatte sie jemanden bei einer Unwahrheit oder Unredlichkeit ertappt, so wurde das niemals von ihr vergessen. „Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht, und wenn er auch die Wahrheit spricht“, das hat sie uns oft ans Herz gelegt. Fremdes Unglück konnte sie leicht zu Tränen rühren, aber Unerbittlichkeit bewies sie in ihrer Forderung un-

bedingter Pflichterfüllung gegen sich und andere. Seit dem Tode des Vaters lag die Leitung der Gesamtwirtschaft in ihrer Hand. Daß sie so wenig Schulbildung erhalten und später das Schreiben fast verlernt hatte, bedauerte sie sehr. Aber ich habe doch keinen Menschen kennen gelernt, der ein so gutes Gedächtnis auch für das kleinste, längst vergangene Erlebnis besaß, und wenige mit so viel natürlicher Klugheit.

So waren beide Eltern allgemein anerkannte, treffliche und tüchtige Menschen, ein hohes Vorbild der Kinder. An Wahrhaftigkeit, Pflichttreue, Arbeitskraft, Heimat- und Vaterlandsliebe, Hingebung für die Kinder suchten sie ihresgleichen. Auch an keuschem Sinn. Nicht das geringste Zweideutige oder Häßliche hat von dieser Seite jemals unser Auge oder Ohr getroffen. Und doch traten auch bei den Eltern in ihren hohen Jahren die Schranken menschlicher Natur uns erwachsenen Kindern vor Augen. Daß auch sie beide dem Alter ihren Tribut entrichten mußten, konnte uns nur traurig stimmen. Beide waren von Kindheit an durchaus an Tätigkeit gewöhnt. So fiel es ihnen im Alter sehr schwer, den Gegensatz zwischen Wollen und Können zu ertragen. Nach dem Tode des Vaters hat die Siebzigjährige die Führung in der Familie übernommen. So konnte sie bis zu ihrem Tode in ihrem Neunundachtzigsten Lebensjahr Außergewöhnliches leistend, keine Ruhe. Da war's mit dem Vater doch anders gewesen. Stets hatte er fröhliche Gesellschaft geliebt. Auf der Rückkehr von solchem Beisammensein hatte er sich im offenen Wagen eine schwere Erkrankung zugezogen. Singend war er trotzdem am Abend zu Bett gegangen. Seine letzten Worte waren: „Nu god Nacht. So lig ich god. Nu ward it schön schlafen.“ Der Gedanke an den Tod lag ihm ganz fern. Wenige Stunden später war er für immer eingeschlafen.

Von einer hohen sittlichen Atmosphäre waren wir Kinder somit umgeben. Viel Ungünstiges und Häßliches ist später, besonders während der Schulzeit, an uns herangetreten. An der nötigen Aufsicht und Obhut hat es uns fern der Heimat oft gefehlt. Wenn von allem Ungünstigen so gut wie nichts den Kern unseres Wesens beeinflusste, wenn wir selbst, gewissermaßen blind, auch in der Dunkelheit uns instinktiv zum Licht hindurchfanden, so haben wir das, wie fast alles Wertvolle, den Eltern zu verdanken und dem Grund, den sie zu Hause in uns legten. Wer solchen Einfluß in der Erziehung der Kinder herabsetzen oder gar ausschalten will, der muß entweder blind und grenzenlos undankbar sein oder sehr schlechte Eltern gehabt haben oder selbst schlecht geworden sein. Keine Arbeit, kein Opfer war den Eltern für die neun Kinder zu groß. Für sich selbst mochte der Vater durchaus nichts von irgend jemand annehmen. An Geschenken hatte er im allgemeinen keine Freude, so daß er z. B. zum Weihnachtsfest nicht gern mehr empfing als ein Pfund Rauch- und Rautabak. Handelte es sich aber ums Fortkommen der Kinder, so überwand er sich und scheute auch vor keinem Bittgang zurück. Im ersten Jahr unserer städtischen Schulzeit lebten wir gewissermaßen in einer Junggesellenwirtschaft. Da verschaffte der Vater uns „Freitische“ bei befreundeten Familien. So ähnlich hatte es auch E. M. Arndts Vater getan, dem er wohl in mancher Beziehung ähnelte.

Wie die Eltern uns erzogen? Man kann sagen, das Eigenartige an dieser Erziehung war die weitgehende Freiheit, die man uns gewährte, das unbedingte Vertrauen, das man uns schenkte.

In jüngeren Jahren durften wir spielen und herumspringen, wie, wo und mit wem wir wollten. Wir durften reiten, fahren,

zum Moor, in den Wald, auf's Eis laufen, auf die höchsten Bäume, auf die hohen Giebelbalken in der Scheune klettern. Und doch waren wir bei alledem von Gefahren umlauert. Verwunderlich ist's, daß alles immer noch gut abging. Schlimm mußte es schon kommen und ein bedenklicher Mißbrauch der Freiheit vorliegen, bis uns irgendwelche Schranken gezogen wurden. Natürlich waren Beschädigungen der Kleider und Verletzungen verschiedenster Art an Kopf oder Knie nicht selten, und auch später, als wir schon die städtische Schule besuchten, kam wohl jedesmal mindestens einer von uns mit irgendeinem verletzten und verbundenen Glied in die Ferien nach Hause. Aber von diesen Dingen wurde selten Aufhebens gemacht. Die Wunden heilten zumeist schnell wieder zu und an den Kleidern war nicht viel zu verderben. Leicht hätte es manchmal schlimmer ausgehen können, so bei folgender Gelegenheit, von der mir später erzählt wurde.

An einem Sonntagnachmittag hatten wir Besuch von verwandten Familien. Die ganze Kinderschar wollte zur Schafherde auf's Feld laufen. Dazu benutzte man als Abkürzung einen schmalen Brettersteg, der über eine tiefe Moorgrube führte. Den Größeren folgten trippelnd die Kleinen, bis plumps! der Kleinste aus der Schar — ich selber war's — vom Brette herab in die Grube fiel. Mit lautem Geschrei liefen die fremden Kinder heimwärts, die schlimme Mär zu melden. Nur die beiden nächstälteren Geschwister, ein etwa fünfjähriger Junge und ein siebenjähriges Mädchen, blieben zurück und zogen nicht ohne eigene große Gefahr den kleinen Bruder, der inzwischen immer tiefer im Morast eingesunken war, am herausgestreckten Arm und den langen Haaren ans Tageslicht hervor. Ziemlich lange hat's gedauert, bis der Kleine vom Schlamm gesäubert und aus seiner Bewußt-

losigkeit erwacht war. Lange hatte man dann noch an diesem Erlebnis zu erzählen. — Das Moor blieb, wenn auch gefährlich, so doch eine von den Kindern geliebte Stätte ihrer Abenteuer, mit seinen alten Bäumen, seinen Fischen, den Torfkästen der Arbeiter, auch ein Segensspender für die Gutswirtschaft, bis die Steinkohle auch zu uns auf die Insel kam.

Noch reizvoller wurde das Moor uns Kindern, als sich in einer Nacht ein spannendes Abenteuer auf ihm abgespielt hatte. Am elterlichen Schlafzimmerfenster war einer von unseren „Katenleuten“ mit der Botschaft erschienen, draußen sei jemand mit Pferd und Wagen ins Moor hineingefahren und schreie um Hilfe. „So gehe Er“, sagte der Vater, der auch in kritischen Lagen Ruhe und Kaltblütigkeit bewahrte, „in den Stall, wecke die Knechte, nehme zwei Pferde, Ketten und Tau und hole den Verunglückten heraus.“ So hatten die zuverlässigen Leute den angetrunkenen Fischer mit seinem Fischer-Wagen gerettet.

Einfach, sparsam, ohne Luxus und Verschwendung ging's im Elternhause zu, in dem ich als Zweitjüngster von meinen Geschwistern aufwuchs. Ernste, stetige Arbeit war allen selbstverständlich. Von früh auf mußten die Kinder, vor allem die Schwestern, bei der Fürsorge für die Jüngeren, mithelfen. Streng wurden Nachlässigkeiten und Fehler bestraft. Aber jedes Kind hat auch daheim eine herrliche Zeit goldener Freiheit verlebt, bis es dann in die städtische Schule auf dem Festland kam. Wer hätte denn auch auf dem Gut Zeit gehabt, sich mit den kleinen Rangen abzugeben? Man überließ sie der älteren Schwester, die den jüngeren Brüdern eine zweite Mutter wurde. Fanden sie doch mit dieser auf Schritt und Tritt, in Haus und Garten, Feld, Wald, Stall und Moor genug zu hören, zu tun, was sie fesselte. Die Schulpflichtigen wurden

von einer „Erzieherin“ unterrichtet. Viele Jahre war die im Haus, kamen doch immer wieder jüngere Kinder an die Reihe. Schließlich nahm sie, Fräulein Marie Brinkmann aus Stralsund, eine recht angesehene Stellung im Hause ein und half der Mutter in mancherlei Weise. Der Vater hatte durchaus keine hohe Meinung von Ärzten und Rechtsgelehrten und stellte an einen Geistlichen bedeutende, kaum je befriedigte Anforderungen. In hoher Geltung stand aber bei ihm sowohl als auch bei der Mutter der Lehrerberuf. Der verdiente ihrer Meinung nach hohe Ehrung und jede Art Unterstützung. Beide erzählten oft und gern von ihren Lehrern.

Die Kleinsten aber waren froh, daß sie dem Regiment der Lehrerin nicht unterstanden und draußen herumspringen konnten. Zwar Spielzeuge wurden ihnen kaum angeschafft, aber auch nicht von ihnen vermißt. Überall hatte man sie ja um sich herum, die Blumen und bunten Blätter, den durch Pilze buntgesprenkelten Stock, gleich prächtig als Reitpferd wie als Gewehr; Balken und Bretter zum Bauen von Hütten oder Wagen; Kaninchen zur Pflege, Hunde, Katzen, Füllen, Kälbchen und Lämmer als Spielgesellen. Und dazu die Geschwister und die Kinder der Dienstleute. An Unterhaltung und Beschäftigung fehlte es nie. Unermüdlich konnte man ja dem alten Statthalter bei seinen Holzarbeiten zuschauen. Oder man weilte beim Schäfer und den Knechten in den Ställen und auf dem Felde. Solch freies Leben mag heute ja für Kinder manchmal nicht unbedenklich sein. Damals aber war's harmlos und heilsam.

Uns Jungen lag natürlich alles daran, so früh, so oft und so lange als möglich reiten und fahren zu dürfen. Da alle Pferde an den Wochentagen arbeiten mußten, auch die Kutschpferde, mit denen man Sonntags ausfuhr, so ritt man gewöhnlich mit den Knechten auf den „Beipferden“ aufs Feld

zum Pflügen und Eggen. Oder man fuhr in der Ernte „mit vieren lang“ vom Sattel aus von einer „Hocke“ zur anderen. Wurden an Sonntagen Verwandte besucht, dann wollte natürlich jeder von uns vorne beim Kutscher sitzen und die Leine haben. Wenn es nach dem Willen von uns Kleinen gegangen wäre, dann hätte keiner daran gedacht, Garten, Stall, Acker oder Moor mit der unangenehmen Schulstube zu vertauschen. Gab es doch mehrere tüchtige Menschen auf dem Hof, die mühsam ihre drei Kreuze an Stelle der Namensunterschrift setzten. Auch später hätten die Jungen jederzeit das Gymnasium gern verlassen, um auf dem Gute Landwirte zu werden. Aber das litt der Vater nicht. Erst sollten wir die Reifeprüfung bestehen. Dann könnten wir werden was wir wollten. Kein Glied der großen Familie hat sich vom väterlichen Grund und Boden trennen mögen, obwohl der Verkauf des Gutes und der Umzug in die Stadt wohl eine leichtere, angenehmere, sorgenfreiere Lebenslage geschaffen hätte. Auch als wir viele herrliche Gegenden gesehen hatten, erschien uns allen doch das kleine heimatliche Landgut mit seinen Mooren, Teichen, Fichtenwäldern, Gärten und Ställen als schönster und liebster Platz der Erde. Mochten wir auch noch so weit entfernt und zerstreut wohnen, so kehrten wir doch wenigstens einmal im Jahre dahin zurück. Natürlich sprach man fast nur den heimischen Dialekt. An Winterabenden, an denen der Vater vorlas, während die Mutter und Schwestern bei ihren Näharbeiten saßen, waren Fritz Reuters Schriften besonders willkommene Gaben. Aber auch andere Schriftsteller drangen in diese entlegene Welt. Besonders lange und stark beschäftigten zum Beispiel die Gestalten aus Eugen Sues „Ewigem Juden“ die Einbildungskraft der Kleinen: Rodin, Dora, Bianca, der Schimmel. Die Jesuiten wurden ihnen für lange Zeit unheimlich.

Kamen einmal Fremde zum Besuch, so war unsere kleine Schar schwerer ins Wohnzimmer hinein- als aus ihm hinauszubringen. Auch später noch währte es ziemlich lange, bis wir „Blöden“ diese Scheu vor fremden Menschen überwandten. Ging es jedoch zu Verwandten, die man kannte, so freuten wir uns, hauptsächlich, weil man so Gelegenheit hatte, zu fahren und mit anderen Kindern zu spielen. Lange berichtete man von solchen Reisen. Auf der abendlichen Heimfahrt auf einsamen Landwegen unter glitzerndem Sternenhimmel erzählte der Vater wohl hin und wieder Geschichten oder sagte Gedichte und Lieder her, von denen er eine Unmasse auswendig wußte; darunter viele scherzhafte, wie „Der Herr, der schickt den Jochen aus“ und andere. Er liebte die Dichtung, besonders Schiller, Körner und Uhland, und wir haben nicht vergessen, was er oft aus ihren Werken anführte. Bei Besuchen mußten wir vor den Gästen aussagen, was wir wußten, so schwer uns das auch zuerst ankam. So bestand auch unser liebstes Wissen in Gedichten, besonders Balladen. Bevor wir lesen oder schreiben konnten, wußten wir viele von ihnen dadurch auswendig, daß wir dem Vater oder den älteren Geschwistern zuhörten. Dieses Kenntniß war auch ziemlich das einzige, wodurch ich später in der Sexta des Gymnasiums meinem Lehrer Eindruck machte.

Schon seit Jahren hatten die älteren Brüder und eine Schwester die städtischen Schulen besucht. Manch kleiner Brief war von den Jüngeren an den älteren Bruder gerichtet worden, in dem sie ihm kleine Wünsche und Erlebnisse mitteilten. Nun sollte auch der zweitjüngste in die Stadt übersiedeln.

Zu Beginn des neuen Schuljahres Ostern 1877 fuhr der Vater mit ihm und den älteren Geschwistern bis zum Fährort. Dann ging's mit dem Segelboot übers unbekannte Wasser und mit dem Wagen auf dem Festland weiter, vorbei an Dörfern

und ausgedehnten Landgütern. Lange schon winkten von ferne die hohen Thürme der Stadt. Endlich war man angelangt. Viel Neues und Merkwürdiges gab's da für den kleinen Ankömmling zu sehen und zu hören. Aber die Stadt und ihr Leben haben keinen besonders tiefen Eindruck auf ihn gemacht, sind ihm keineswegs lieb geworden. Das Bild der Heimat hat nichts in der Welt zu verdunkeln vermocht. Doch die schönsten Jahre der Kindheit waren nun vorüber.